

DER NIBELUNGEN LIED, HERAUSGEGEBEN DURCH FRIEDRICH HEINRICH VON DER HAGEN.

Berlin bey Unger. 1807. Ohne Dedication 598 S. gr. 8. (3 Thlr.)

Heidelbergische Jahrbücher der Literatur. Fünfte Abtheilung. Philologie, Historie, schöne Literatur und Kunst. 8. Jahrgang II (1809) Band I, Heft 4 (11), 5 (15), S. 179—189, 238—252.

Es ist eine merkwürdige Wendung in unserer Literatur, dass die eigentliche Poesie beständig zurückgeleitet wird zu einer Quelle, die ein fernes unzugängliches Land umschliesst, nur dort ströme sie frisch und rein, und bevor der Weg dahin gebahnt, sei eben kein Heil zu hoffen. Sie bedenken nicht, dass sie da überall fröhlich quillt, wo sich das Leben frisch und lebendig regt, und dass, eh man zu einer neuen Poesie gelangen könne, erst das Leben neu anzufangen sei. So wie jetzt, nachdem man die schöne Poesie der Griechen kennen gelernt, keine Scheu gehegt wird, sie kalt und gemüthlos zu nennen, und nur in Indien die Sonne leuchtete und die Erde grün war, auf dass sie gedeihen konnte, so war eine Sitte (welche die Nachahmer noch nicht ablegen wollen), die Vortrefflichkeit der Poesie unter dem Namen der romantischen in das geheimnisreiche Dunkel des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts zu setzen, und den Lüsternen, was man selbst für zu mühsam hielt, dort nach der Quelle graben zu heissen. Auf der andern Seite, wo man das schöne Streben einer neuen Zeit nach Freiheit und Erkenntnis aus Stolz oder Verstocktheit nicht anerkennen wollte, fährt man fort, mit noch geringerer Einsicht jenen Erzeugnissen des Mittelalters einen nur sehr relativen Werth für Historie oder Sprache beizulegen, nicht ohne sich selbst und alle diejenigen zu bedauern, die sich eines so peinigend mühsamen Studiums unterziehen müssten. Man braucht, um diese Ansicht zu finden, nur irgend ein literarisches Handbuch nach-

Poesie
- Leben

zuschlagen, und selbst der frühere Bodmer mit seiner Empfänglichkeit für das Poetische dieser Dichtungen fand wenig Glauben bei solchen. Es konnte nicht fehlen, jener immer doch lebhaft Anstoss musste zu einer gründlichen Untersuchung anregen, und so zeigt sich denn jetzt eine allgemeine Neigung und Lust für das Studium der altdeutschen Poesie und berechtigt die gedeihlichsten Resultate zu erwarten. Daher dürfte es in seiner Zeit und keineswegs Anmassung erscheinen, wenn wir jetzt unsere Meinung über den Werth der altdeutschen Poesie, wie sie die Folge eines redlichen Studiums derselben ist, aussprechen, denn es wird vor allem nöthig sein, dass der Punkt, auf welchem sie stehen, bestimmt werde: jede Verkleinerung oder Übertreibung rächt die Zeit unausbleiblich. Zuerst also diejenigen Gedichte, die man unter dem Namen der romantischen vernünftiger Weise begreifen kann, sind die aus dem Romanzo übersetzten, und hier müssen wir aufrichtig gestehen, dass wir solche keineswegs für jene unübertrefflichen Rittergedichte halten, für die sie häufig ausgegeben werden. Der Grund selbst ist schön, aber gänzlich entstellt durch die Behandlung. Es zeigt sich darin, was sich überall zeigen muss, sobald die Unschuld der Naturpoesie (in welcher sie sicher und unbewusst auf einer Höhe steht, zu welcher die Kunst erst allmählich aufsteigen muss) verloren gegangen: jene Hilflosigkeit und innere Armuth, jener Mangel an Freiheit in Beherrschung des Stoffs. Diesem unterliegend, umfassten die Dichter niemals das Ganze, welches daher los und unbegrenzt von einander fällt: eine unbeschreibliche Geschwätzigkeit drängt sich durch die Geschichte und treibt sie, mit Vernichtung jedes Interesses, nach allen Seiten hin, wie Laune oder Zufall will. Ja, man hat durchgehends den Eindruck, als sei die Darstellung der Geschichte das ausserwesentliche, bloss vorgenommen, um darüber reden zu können. Hierzu kommen die hart aufeinanderfallenden Reime, fast immer ohne Rhythmus, so dass die langmüthigste Geduld dazu gehört, ein Gedicht von zwanzig- oder vierundzwanzigtausend solcher Verse durchzulesen. — Was aber nun das Schöne dieser Gedichte sei? Eben jener unverwüstliche Grund, der immer noch durchbricht, und da es

Dichter waren, die die Sprache in ihrer Gewalt hatten, so kann es nicht fehlen, dass einzelne Situationen sehr lieblich und reizend erzählt sind, währenddem gleich darauf ein paar hundert Verse anheben zu sagen, woher das Gedicht gekommen oder was die Minne sei: denn dabei sind sie gar unerschöpflich, und weil das immer von neuem wiederholt wird, so ist es auch dann zuwider, wenn es gut gesagt sein sollte. Bei weitem das Vorzüglichste ist der Tristan, wo freilich auch manches Breite vorkommt, indessen sehr viele Situationen eine überaus anmuthige Frische und zarte Schönheit haben, wir nennen nur Tristan und Isaldens Liebesleben in der heimlichen Grotte. Neben diesem ist der Tyturell anzuführen, dessen Silbenmass und ungemene Zierlichkeit der Rede sehr einschmeichelnd ist, und dessen mystische und allegorische Tendenz sich auszeichnet durch Tiefe und innere Lebendigkeit. — In dem Leben Carl des Grossen leuchtet noch viel von dem schönen Grund durch. Der Parzifal ist sehr verwickelt und hat in dieser metrischen Bearbeitung wenig Ergötzliches. Bei den übrigen: Iwain, Wilhelm von Oranse, Flor und Blanchefleur usw. ist mehr oder weniger derselbe Fall. So verhält es sich mit den Gedichten, die man unter der altdeutschen romantischen Poesie versteht. Sämmtlich Übersetzungen fremder Sagen (die von Carl dem Grossen in Frankreich entsprungen, und von Artus und der Tafelrunde in England, und dort allein in ihrer Reinheit zu suchen) sollten sie eigentlich nicht für Erzeugnisse altdeutscher Poesie ausgegeben werden, denn selbst der Nation waren sie damals fremd; sie konnten nicht aus dem Volk entspringen, auch nicht zu ihm zurückkehren. Die Ritter jener Zeit erhielten durch ihr Herumziehen, durch die Kreuzzüge eine gewisse eigenthümliche Bildung, in welcher sie diese Gedichte übersetzten und eine adeliche Poesie stifteten. Es war gleichsam eine gelehrte, ihnen allein zuständige Poesie, die aufgeschrieben wurde, nicht vom Volk gesungen (daher der Mangel an Rhythmus), und weil diese Handschriften in grosser Anzahl übrig sind, so beurtheilt man die ganze Poesie der damaligen Zeit darnach und nennt das altdeutsche Nationalgedichte, was doch nur als eine besondere Erscheinung in der-

= mhd.
Epen

selben, als die Kunstpoesie einer gewissen Klasse, darf berücksichtigt werden, nicht als das Resultat einer allgemeinen Volksbildung. Das Volk sang damals ganz andere Lieder, die freilich untergingen, da sie im Leben und nicht auf dem Pergament waren, für deren Existenz wir indessen Zeugnisse haben, und welche allein die Poesie jener Zeiten ausmachten. — Dass jene Romane späterhin als Prosa zu Volksbüchern wurden, das hat in ganz andern Umständen seinen Grund und kann hier nicht erörtert werden. Meist aus dem Französischen übersetzt, zum Theil auch nicht, sind diejenigen Gedichte, in welchen irgend ein Factum, aus der spätern Geschichte oder sonst woher genommen, nach der geläufigen Manier bearbeitet wurde. Hier geht die Poesie noch mehr unter, und statt des Rittergeists ist es nur eine Liebesbegebenheit oder irgend ein anderes Verhältnis, wovon alles ausgeht, und was geschieht, soll das nur erweitern oder zu Ende bringen; daher keine rechte Thatenlust, und alle Handlung, wenn auch durch Worte tüchtig hinaufgetrieben, steht matt und unlebendig da. Wilhelm von Orleans, einer der bessern dieser Art, hat nur einige artige Liebesscenen, Wittich vom Jordan ist sehr unbedeutend, Apollonius von Tyrland ganz schlecht. In dem Herzog Ernst sehn die Wunderdinge gar fremdartig aus. Eine besondere Klasse in der Literatur, nicht in der Poesie, haben die Bearbeitungen einiger durch die zweite Hand erhaltener griechischer und römischer Gedichte, der trojanische Krieg, die Eneid usw. Sie sind nach Art der übrigen behandelt und von gleichem Werth; die Schönheit z. B. des Homers, der nicht einmal zum Grund liegt, wiederzufinden, daran darf nicht gedacht werden. Wie auffallend vielen die Meinung sein mag, wir gestehen es offenherzig: diese Gedichte erscheinen wiederum viel reiner und poetischer in den später manchen zu Theil gewordenen prosaischen Bearbeitungen. Hier ist durch Wegschneidung des Geschwätzigten das Ganze strenger zusammengefasst, und die reizend naïve Sprache der eben entstehenden Prosa spricht das Poetische viel klarer aus, als jene oft mühsam sich aneinander drängenden Reime. Das hat das Volk auch wohl empfunden, daher alle die Volksbücher in Prosa aufgelöst sind.

Was die Minnelieder betrifft, so sind sie zwar nicht Übersetzungen provenzalischer Lieder, erscheinen aber durchaus als die Kunstpoesie jener adelichen Bildung, und diejenigen verkennen ihre Natur sehr, die sie als eine grosse Erscheinung deutscher Nationaldichtung ausrufen. Wie ganz entfernt sind sie von der Einfalt, dem Epischen und dem natürlichen Rhythmus (sie haben einen sehr feinen künstlichen, den kaum die gebildete Kunst in der jetzigen Sprache erreicht) der Volkslieder, wie sie z. B. im Wunderhorn gefunden werden. Das Zarte, Anmuthige, die wehmüthige Klage in diesen Liebesmelodien wird nicht leicht verkannt werden, aber dennoch sind es nur Variationen eines einzigen Themas, und wiewohl sehr reich und üppig, stellen sie nur eine einzige Seite des menschlichen Gemüths dar. Was nach der heiligen Geschichte oder nach Legenden bearbeitet worden, zeichnet sich in nichts aus, z. B. Werners Gedicht der Jungfrau Maria; die Quellen sind allezeit vorzuziehen. Die goldene Schmiede Conrads von Würzburg ist merkwürdig durch eine künstliche, höchst bilderreiche, zuweilen dadurch lächerliche Sprache. Sodann die gnomologischen und Lehrgedichte: Der Freygedank, als eine Sammlung deutscher Sprichwörter sehr interessant; der Renner, in mancher Erzählung recht brav; König Tyro von Schotten gehört zu dem Besten in der Art; die übrigen Lehr- und Spruchgedichte entbehren mehr oder weniger eines organischen Lebens, einer lebendigen Anschauung, um als Poesie genannt werden zu können. Von den scherzhaften Erzählungen gilt, was von den Romanen: grösstentheils aus dem Französischen übersetzt, sind sie viel angenehmer zu lesen in den spätern prosaischen Bearbeitungen der Gartengesellschaft, Schimpf und Ernst usw. Noch ist übrig von dem zu reden, das ungleich das Wichtigste und Grösste ist in der altdeutschen Poesie: wir meinen das Nibelungenlied, die in diesen Cyklus gehörigen noch bekannten Stücke und die Gedichte, die unter dem Namen des Heldenbuchs zusammengedruckt sind. Sämmtlich keine Übersetzungen fremder Sagen, sämmtlich gehört ihnen in keiner Hinsicht der Name einer romantischen Poesie. Wenn man die Müllerische Sammlung zur Hand

cf. h.
Poesie

nimmt und liest das Lied der Nibelungen neben den andern, so erstaunt man, wie es in diese Gesellschaft gekommen, das so gross und so unendlich viel höher steht, dass ihm nichts von der romantischen Poesie an die Seite gesetzt oder nur verglichen werden kann, wie man z. B. vom Tyturell behauptet. Noch unbegreiflicher ist es, dass die Stimme eines Johann von Müller (Bodmer selbst hatte es nicht bedeutend hervorgezogen) im Ganzen unbeachtet blieb und Friedrich der Grosse so schön darüber sprach, wenn man nicht bedenken müsste, wie eisern die Bande sind, die eine conventionelle Ansicht um ihre Zeit schlägt, und wenn man nicht noch täglich sähe, wie alles Grosse und Genialische ringen muss gegen die Gemeinheit, die es so gern mit dem Sand ihrer Wüsten zuwehen möchte. Dennoch ist es erfreulich, wie es durchdringt und selbst den unfruchtbaren Boden zwingt ihm zu dienen. Tie[c]k war der erste in neuerer Zeit (und er allein hatte ein Recht, davon zu reden, der mit Neigung und Liebe der altdeutschen Poesie ein gründliches Studium widmete), welcher in seiner Vorrede zu den Minneliedern auf die Hoheit dieses Gedichts aufmerksam machte. In ihm wurde erhalten, was nicht wieder ersetzt werden konnte, das Bild einer vergangenen Zeit, in welcher ein grosses Leben frei, herrlich und doch wieder so menschlich erscheint. Denn das ist es, was uns in der Poesie entzückt, jene Verbindung des Göttlichen und Irdischen: wie der Mensch fest und liebend steht auf der Erde, sein Haupt aber aufwärts richtet zum Himmel, so soll die Poesie sein; tief in die Erde dringen ihre Wurzeln, ihre Zweige geben Schatten und Obdach, ihre Blüthen aber steigen hinauf in den blauen Tag, wo sie im Abendroth stehn, an seinem Thau sich erfrischen, dann die Sterne schauen und die heilige Nacht. Ein solches Heldenleben ist in dem Nibelungenlied, wie es blüht in Liebe, Krieg, Zorn und Lebenslust, endlich sich selbst gewaltsam vernichtet: und darüber weht eine klare und heitre Ruhe der Dichtung, wie die Sonne auch über eine zerstörte Welt leuchtet, still und unbekümmert in hellem Glanz. Wer mag ohne Rührung das Treuliche an Siegfried lesen? oder wie Rüdiger Leib und Seele hingibt im Kampf mit seinen Freunden, denen er die Waffen hin-

so aber
abfassen
ist

leben =
orga =
wird
Bild

reicht gegen sich selbst, dass den grimmen, Könige spottenden Hagen die Gabe erbarnt und er absteht vom Streit gegen ihn? oder wie Wolfhart nicht beklagt sein will, da er von Königs Händen so herrlich todt liege? Ja, dieser Kampf mit einem ungeheuern Schicksal, das alles unaufhaltsam hinunterreisst, gehört mit zu dem Grössten, das je in der Poesie aufgestanden, wogegen Homer nichts Ähnliches aufzuweisen hat, der wohl reicher ist und geschmückter, aber nicht von solcher Tiefe. Dennoch, wie sich hier ein grosses Gemüth offenbart, so scheut sich auch keiner, seine Furcht und alles, was menschlich, zu bekennen, denn das ganze Leben, wie es sich äussert, ist poetisch, nicht das Einzelne darin, und nur aus dem gemeinsamen Boden kann das Grosse aufwachsen. Und diese Unschuld, die nur der Ausdruck des innersten Gemüths, ist, was das Gedicht so weit erhebt über alle andere, und das allein in einem solchen Volklied gefunden wird, weil keine Kunst dahin gelangt. — Das Heldenbuch ist durch viele Entstellungen zu uns gekommen. In dem Ottnit und Wolfdieterich ist vieles noch erhalten von der eigenthümlichen Vortrefflichkeit, und ein kurzes Fragment aus der alten Zeit steht in der Reinheit des Nibelungenlieds. Das leidet keinen Zweifel, es sind Nationalgedichte im Geiste desselben; über das historische Verhältnis damit enthalten wir uns hier aller Bemerkungen. Wie noch viel reizender der Rosengarten im Original sei, davon geben die Proben aus dem Münchener Codex Zeugnis. Die übrigen zu diesem Cyklus gehörigen Stücke: der König Laurin, der hörnerne Siegfried, Ecken Uzfahrt (nach einigem, was wir daraus gelesen) usw. haben an gleichem innern Werth durch spätere Bearbeitungen gelitten. Das lateinische Gedicht: de prima Attilae expeditione hat nur historischen Werth. Viele sind noch aufzufinden, deren Existenz bewiesen werden kann. —

Wir glaubten es deshalb nöthig, diese Ansicht über den Werth der altdutschen Poesie, wobei wir natürlich nicht in das Detail eingehen konnten, auszusprechen, weil sie unser Urtheil über die Art, wie dieselbe zu behandeln ist, begründet und das schon eigentlich hierher gehört. Jene aufgeregte Neigung zeigt sich nämlich in Bearbeitung der beiden möglichen

*Hier in
des Nibel
Volklied
genannt
als Held*

Wege: des kritischen, wissenschaftlichen und des poetischen. Wir unterlassen es hier von dem erstern zu reden, wo, was zu thun sei, leicht erkannt wird, und wenden uns zu dem zweiten, der schwieriger scheint. Denn nach beiden Seiten hin finden sich Anhänger, welche die Frage: ob man diese Gedichte durch Modernisiren in die jetzige Zeit herüber bringen dürfe? verneinen und bejahen. Und wenn nun in dem Glauben an die Richtigkeit des letztern ein Werk erscheint, welches das Höchste begreift, was die altddeutsche Poesie hat, so ist es doppelt nothwendig, die Sache zur Sprache zu bringen. Es kann das Modernisiren zweifach gedacht werden, einmal, dass die alten Formen bloss in neue sollen verwandelt werden, sonst aber das Ganze unverändert bleibt, oder dass die Idee des Gedichts aufgefasst und aufs neue nach den Ansichten der neuen Zeit wieder gestaltet werde. Das erste ist in aller Hinsicht zu verwerfen aus folgenden Gründen. Erstens: jedes Gedicht ist als solches ein organisches Ganzes, jeder Ausdruck, jedes Wort ist Abdruck der zum Grunde liegenden Idee und darf durchaus nicht weggenommen werden oder durch Fremdartiges ersetzt, ohne diese zu zerstören, ohne einen Widerspruch mit dem andern; kurz dieses Modernisiren ist ein heilloses Zertrennen und Auflösen. Denn das ist eben das Zeichen einer echten Poesie, dass sie allein das Wort gefunden hat, in dem der Gedanke sich ausdrückt, das sich gleichsam fest auflegt auf das Bild, welches in der Tiefe des Gemüths ruht und es bedeckt. (Für die Nachahmer altddeutscher Poesie, die das voraus haben, dass sie nichts verderben, als ändern auf eine Zeit die Lust daran, fahren wir fort: daher Manier entsteht, wo das nicht ist, und daher jede Nachahmung Manier wird, weil das Wort nicht freiwillig quillt aus der Sache selbst und sie erst aufbauen soll, es ist ein abgerissener Zweig in dürren Grund gesteckt, der bald welkt.) Auch das ist wahr; jedes Volksgedicht ist es nur, insofern es in seiner Zeit steht, und aus dieser herausgenommen verliert es seine Bedeutung. Es erscheint dann, wie etwas, das uns nicht anregt, weil es nicht eingreift in unser Leben, für jene Zeit aber die innere Wahrheit verloren hat, durch die wir es allein verstehen können.

Denken wir uns eine solche Modernisirung des Nibelungenlieds, so leidet das Gesagte völlige Anwendung; hier hängt jeder Ausdruck so innig zusammen mit dem, was er bezeichnen soll, dass er nicht weggenommen werden darf, ohne zu zerreißen, und das gilt von jeder Zusammenfügung, Folge, ja Stellung der Worte in demselben. Was aber die romantische, gereimte Poesie betrifft, so kann es nicht eben darauf bezogen werden. Diesen Gedichten fehlt jenes helle organische Leben des Nibelungenlieds, sie sind schon einmal, so zu sagen, übersponnen, und Veränderung oder gar Auslassung möchte nicht als zerstörend, vielmehr als Gewinn zu betrachten sein. Damit wollen wir nicht aufmuntern zu einer solchen Modernisirung dieser Gedichte, indem wir es gern abzuwenden wünschten, womit man schon gedroht hat; sie würden ihren einzigen Vortheil, die reine Sprache, verlieren, aber das Langweilige, Unpoetische und Unrhythmische ihrer Manier noch härter heraustreten. Die prosaischen Bearbeitungen erfreuen sich schon jenes Gewinns auf die allein mögliche Art. Weiter: bei einer Übersetzung kann wohl ein gleiches Verhältnis zum Grund liegen zwischen der fremden und einheimischen Sprache, durchaus nie beim Modernisiren, daher auch deshalb nothwendig eine gänzliche Untreue entsteht. Wie man einen Dialekt als solchen wieder in einen andern übersetzen könnte, nicht aber in die ausgebildete Sprache, so und noch viel weniger kann man eine solche kindliche und naive Sprache in eine gebildete oder Schriftsprache übersetzen, die immer in einiger Hinsicht steif und unlebendig bleibt. Es ist eine Verbindung zwei gegen einander streitender Punkte, deren Zerstörendes man leicht fühlt, und die Sprache, die daraus entsteht, alte Worte und Wendungen in neuen Formen, ist wie zerschlagen, dann zusammengepresst, gewaltsam und ungefügt. Endlich: dem schönen natürlichen Rhythmus, der ein jedes Volksgedicht belebt, geht es nicht besser; auf eine ungeschlachte Weise wird er vernichtet oder ein fremdartiger untergelegt, wie sich überall im Einzelnen wird ausführlich zeigen lassen. Es fehlt nicht an solchen, welche auch die andere Art der Modernisirung: neue Gestaltung der Idee verwerfen und fragen: woher die Nothwendigkeit, diese

Gedichte zu modernisiren? es liegt etwas Unheiliges darin, einzugreifen in das Eigenthum eines Dichters oder einer Nation; warum lässt man jener Zeit nicht das Ihrige? Diejenigen, welche sich Kenntnisse der altdutschen Sprache verschaffen, was zu diesem Zweck nicht allzu schwer ist, mögen sie lesen und sich daran erfreuen, und die Kritik hat nur einen reinen Text zu liefern; den andern überlasse man, was ihre Zeit giebt.

Wir antworten darauf also: In jener schönen Unersättlichkeit des menschlichen Gemüths, in dem beständigen Fortstreben und daher in dem liebevollen Umfassen und Ansichziehen, das besonders die deutsche Literatur charakterisirt, und dass ihr die Ausdehnung und Freiheit gegeben, der sie sich erfreut, darin liegt auch die Nothwendigkeit des Modernisirens. / Gehen wir zurück auf die frühen Zeiten (um allein bei der deutschen Nation zu bleiben und nicht von dem zu reden, was aus andern Gründen als Nothwendigkeit betrachtet werden kann: von den Übersetzungen der Bibel), so zeigt sich diese Neigung schon eben in der Übertragung jener Menge nordfranzösischer Gedichte, des Virgils, des Homers, dann, wie es die Kräfte erlaubten, eines jeden ausgezeichnet erscheinenden Buchs; ebenso wurde jedes Product einheimischer Poesie nach den Bedürfnissen und Ansichten der Zeit verändert. Hans Sachs stellte bei einer ungemeynen Belesenheit das Leben der Alten mit sichrer Hand in den Kreis seiner Welt. Wie sich dieses Bestreben weiter geäußert, darüber kann die ausführliche Literatur der Übersetzungen belehren, und es ist wohl nicht nöthig zu erwähnen, auf welchem Punkt es in der neuern Zeit steht. Was aber historisch sich als richtig zeigen lässt, was die Zeit anerkannt hat, dagegen sollte man vor allem sich nicht wehren und sich freuen, wenn eine tüchtige Modernisirung das Schönste der altdutschen Poesie uns wiedergiebt und zu eigen macht. Und dieses kann nicht für ein freches Eingreifen gelten, da das Alte unberührt bleibt, nur jenes Modernisiren durch neue Formen macht den Anspruch, dasselbe Gedicht zu sein, währenddem es, ohne ihn durchsetzen zu können, viel weniger ist. In der Art aber, wie jenes Übertragen geschah, kann allein das Muster liegen, das wir jetzt zu befolgen haben. Vor der

Poesie verschwindet alle Rücksicht auf wissenschaftliche Bearbeitung, auf Alterthümlichkeit usw.; sie will bloss in ihrer Zeit sein. Aeneas erscheint als deutscher Ritter und muss seine griechische Abkunft verleugnen, wenn er neben den andern stehen darf; ähnlich ist es im trojanischen Krieg. Es war ein sehr richtiges Gefühl, wenn man die Romane späterhin nicht lesen mochte und sie durch Auflösung in Prosa verständlich und eigentlich erst national machte: andere wurden durch ein regelmässigeres Silbenmass und erneuerte Sprache der Zeit accommodirt. Das ist die Vortrefflichkeit des Hans Sachs, dass er alles Ferne, das Griechische und Römische, (er konnte es doch keinen Griechen und Römern geben, die es allein verstanden) und wenn auch zuweilen herab, doch weg, wo es unerkant blieb, in eine warme, lebendige Nähe rückte, in der es ein jeder sehen und mit Freud und Lust betrachten konnte.

Was nun die sogenannte romantische Poesie angeht, so steht uns diese noch so nahe durch die prosaischen Ausgaben des 16ten Jahrhunderts, ja diese leben noch immer als Volksbücher fort, dass durch einen treuen Abdruck mit Beobachtung der heutigen Orthographie am besten gesorgt wäre; oder auch, dass ein Dichter sie aufnehmen und geschmückt mit allem, was sein reiches Gemüth oder die Bildung seiner Zeit giebt, wieder erzeugen wolle; denn durchaus modern soll die Modernisirung unter uns stehen, jedem verständlich und jeden ansprechend. In diesem echten Sinne hat Tie[c]k die Volksmärchen, die heil. Genoveva, den Kaiser Octavian modernisirt, ja er ist derjenige Dichter, in all dessen Poesieen der altdeutsche Geist herrscht und sich so gestaltet hat, wie er jetzt wieder lebendig werden konnte. So hat Goethe den Reinecke Fuchs bearbeitet, und wenn Schlegel dem Tristan die reizenden Octaven geben will, so haben wir uns dazu Glück zu wünschen. Für die eigentlich altdeutsche Poesie behaupten wir, dass sie durchaus uns in dem Geiste eines grossen Dichters wiedergeboren werden müsste¹⁾. Man hält eine solche Bearbeitung des Nibelungen-

¹⁾ Proben, wie das Nibel.-L. nicht dürfe behandelt werden, enthalten einige Stücke des diesjährigen deutschen Merkur.

lieds für unmöglich, das ist aber eine Eigenschaft grosser Dichter, dass sie uns mit dem überraschen, was andern unerreichbar scheint. Wie wir denjenigen nicht tadeln, der das Schwert seiner Vorfahren, für seinen Arm zu schwer und gross, abbricht, weil er sich vertheidigen muss, noch auch den, der sich aus einem grossen Tempel, den die Götter verlassen haben, eine Kapelle aufbaut, die er seinem Gott weihet, so kommt hier die Frage nicht in Betracht: ob solche neue Gestaltungen besser seien, als das Original? die auch viel allgemeiner ist und eigentlich fragt: ob die Poesie unserer Zeit besser sei, als jene? darauf wird aber niemand jetzt unparteiisch antworten können, wo jeder von seiner Zeit befangen ist, entweder dafür oder dagegen; und jeder mag nach seinem Glauben leben.

Das vorliegende Werk soll eine Erneuerung und Wiedererweckung des Originals sein durch eine genaue und getreue Übertragung aus der Sprache und Mundart jener Zeit in die jetzt lebende (S. 488. 489). Es soll der Nation ihr Epos gegeben werden und einem Dichter Gelegenheit, ein nationales Drama zu erschaffen (S. 479). Unser Urtheil über eine solche Bearbeitung haben wir schon oben ausgesprochen: wir halten die Idee, von der sie ausgeht, für durchaus falsch und erklären diese Arbeit geradehin für etwas Misslungenes. Ehe wir dieses Urtheil begründen, wollen wir eine Bemerkung vorausschicken. Ein jedes Nationalgedicht kann nicht gedacht werden ohne das Volk, in welchem und für welches allein es entstand, verändert die Zeit das Volk, so hört es auf, diesem, so wie jedem andern, ein solches zu sein, unbeschadet der Fähigkeit des menschlichen Geistes, es in dieser Eigenschaft zu erkennen. Um dies durch ein Beispiel zu erläutern: das Nibelungenlied ist uns ebenso fremd und ebenso nah, als der Homer, und eine moderne Bearbeitung desselben würde demnach jeden Gebildeten interessiren, aber der Nation in keinem Betracht ein Werk gegeben werden, wie es das Nibelungenlied seinen Zeiten war. So kann auch von einem Nationaldrama, welches daraus entstehen soll, (auf das besonders der Rec. in der Hallischen Lit. Zeitung frohe Erwartungen hegt) nicht die Rede sein, weil ein Parterre dazu gehört, das seine

Geschichte, wie sie in dem Andenken eines jeden lebt, seine Mythologie dargestellt sieht, dem es aber nicht kann gegeben werden in einer ihm gänzlich unbekanntem Begebenheit, an welcher der Umstand sehr zufällig ist, dass sie aus den frühesten Zeiten der Entstehung seiner Nation genommen wurde. Wenn der Homer die Vorrathskammer der attischen Tragiker war und Aeschylos seine Tragödien Brocken von dem grossen Gastmahl desselben nannte, so konnte und musste das der Fall sein, da Homer in dem Munde und dem Herzen eines jeden Griechen war, wir aber das Nibelungenlied kaum auf dem Papier haben. Hierin soll übrigens nicht die Behauptung liegen, dass das Gedicht einer vorzüglichen dramatischen Behandlung unfähig, indem wir vielmehr wünschen, dass es eher auf diese Art, als in vorliegender Gestalt, eingeführt worden sei.

Wir wenden uns nun zu der Hagenschen Arbeit selbst. Betrachtet man den allgemeinen Eindruck, welche diese Accommodation giebt, so ist es derselbe, den man bei Betrachtung eines alten Gemäldes hat, das mit frischen Farben dünn überzogen den alten Grund durchblicken lässt; dieser harte Contrast hat alle feinen Töne vernichtet, und nur die Idee des Ganzen, der grosse Gedanke der Composition, hat sich erhalten. Es ist eine Modernisirung, die schlechter ist als das Original, und doch nicht modern. Folgende Stelle kann nur obenhin verglichen werden, um zu sehen, wie die Naivetät des Ganzen entstellt durch die Vermischung der alten und neuen Formen, wie der schöne Rhythmus zerstört, und wie gar nichts dafür zum Ersatz gegeben worden:

V. 7078. (M. A.)¹⁾ [1771—74 L. 280, 4—7 Z.]

Volker, der vil snelle, zu des sales want
 sinen schilt. den guoten, leinte von der hant;
 do gie er hin widere, die videln er genam,
 do dient er sinen friunden als ez dem degene gezam.

¹⁾ Die mit lateinischer Schrift gedruckten Verse sind Text der Müllerischen Ausgabe, die mit Fraktur- [hier *Cursiv*-] Schrift aber aus der Hagenschen Bearbeitung. Die gesperrten Worte und Silben zeigen die Abweichungen der Hagenschen Arbeit an, so wie die über einigen Worten stehenden Ziffern die Versetzungen, welche Hagen unternommen hat.

Under die tur des huses saz er uf den stein,
 chuner videlläre die sunne nie beschein,
 do im der seiten döenen so suozlich erchlanch:
 die stolzen ellenden, sagten im des grozen danc.
 do chlungen sine seiten, daz al daz huz erdoz;
 sin ellen zu der fuoge, diu beide waren groz.
 senfter und suezer videln er began,
 do entswebter an dem bette vil manigen sorgenden man.
 do sie wol entslafen waren, und er daz ervand,
 do nam der degene widere den schilt an sine hant,
 do gie er uz dem huze fur die ture stan,
 und huote siner friunde vor den chriemhilden man.

V. 7353. (H. B.)

*Volker, der viel schnelle, zu des Saales Wand
 seinen Schild, den guten, den lehnt er von der Hand;
 da ginge er hinweg, die Fiedelen er genahm:
 da dient er seinen Freunden, als es dem Degene wohl gezan.
 Unter die Thür des Hauses gesass er auf den Stein, —
 kühneren Fiedelere thät nie die Sonne beschein' n —
 da ihm der Saiten Tönen so süssiglich erklang:
 die stolzen Elenden, die sagten ihm dess grossen Dank.
 da klungen seine Saiten, dass all das Haus ertoss;
 seine Stärke und seine Fuge, die wären beide gross.
 Sänfter unde süsser Fiedelen er begann:
 da entswebt er in dem Bette viel man()chen sorgenden Mann.
 da sie()entslafen waren, und er das wohl erfand,
 da nahm der Degen biderbe den Schild wieder an die Hand:
 da ging er aus dem Gademe vor die Thüre stahn
 Und hutete seiner Freunde vor Frauen Chriemehilden Mann.*

Fragt man, ob denn durch diese Arbeit das gewonnen, dass jemand, dem Kenntniss der alten Sprache abgeht, wenigstens ungehindert fortlesen könne, so muss dies schlechterdings verneint werden, und man sieht nicht, für wen sie eigentlich unternommen. Der Verf. sagt (S. 493): „jeder, der hier ordentlich etwas will, muss sich gleichsam erst ein Publicum erschaffen, sich dafür beschränken, in diesem Falle befinde ich auch mich“; wir sind zwar auch der Meinung, dass ein Schriftsteller ausser seiner Zeit sein müsse d. h. nicht von ihr beherrscht werden; eben so gut aber muss er auch in derselben

sein d. h. wissen, was seiner Zeit darf geboten werden, und es ist eine der ersten Forderungen an ein Buch, dass es das erfülle, was ein besonderes Publicum verlangen kann, z. B. was sehr trivial scheint, dass ein ihm geschriebenes Buch in seiner Sprache geschrieben sei. Daher glauben wir, dass uns ein Recht zusteht auf die Frage: für wen diese Bearbeitung bestimmt sei? Da der Verf. selbst nicht glauben wird, dass sie besser sei als das Original, für diejenigen nicht, welche dieses lesen können. Für die übrigen auch nicht, denn diesen ist es immer noch unverständlich, theils der ungewöhnlichen Wortstellung, theils einer Menge dunkler und veralteter Worte wegen, so dass sie bald abgeschreckt werden und nicht weiter lesen: und das ist das Urtheil, welches Rec. aus dem Munde geistreicher Personen gehört hat. Streng demnach genommen, als ein poetisches Werk, und wir glauben damit einen grossen Tadel auszusprechen, hat das Buch kein Publicum. Wahrscheinlich im Gefühl dafür sagt der Verf. folgendes (S. 494): „ich darf mir wenig gemeine Theilnahme versprechen, und es bleibt mir nichts übrig als an ein gewisses höheres unsichtbares Publicum zu appelliren, das in Deutschland gleich einer jetzt heilsamen Vehme zu existiren scheint, und welches geheime Tribunal aus den grössten und vortrefflichsten Männern besteht — die ausser und über ihrer Zeit stehn“. Einmal ist es sehr bequem, dann aber auch ungerecht sich auf etwas Unsichtbares zu berufen, weil es der Verf. wieder der Nation entrückt (wodurch besonders dem Hallischen Rec. Leid geschieht, der es als ein Werk ankündigt, das den Blick der ganzen Nation auf sich ziehe, ja ein wichtiger Wendepunkt in der Literatur werde) und eigentlich an der Kritik, indem nur ein solcher Unsichtbarer darüber urtheilen könnte. Wir denken uns die Sache also: diese Accommodation ist leichter zu verstehn als das Original und denjenigen, denen es Ernst war, das Gedicht kennen zu lernen, musste sie als Hilfsmittel immer angenehm sein; was sie aber von der Schönheit des Gedichts empfanden, wie sie sich auch hier noch zeigt, (das leugnen wir nicht, wir reden überhaupt bloss von ihr im Verhältnis zum Original) das wurde übergetragen auf die Be-

arbeitung selbst. Hieraus erhellt auch der einzige Vortheil, den sie gewähren kann, ein leichteres Verständniß des Originals, allein zu diesem sehr relativen Zweck sie abdrucken zu lassen scheint uns nicht gerathen. (Es sei denn in merkantilischer Hinsicht, da die altdeutsche Poesie fast Mode geworden, so mag sie vielen angenehm kommen; und in dieser Rücksicht auch ein Publicum haben.) Überhaupt haben wir Grund zu glauben, dass der Verf. selbst unserer Ansicht nicht sehr abgeneigt sei, indem er an einigen Orten darauf hindeutet, wie er geschwankt und erst durch die Stimmen anderer Sicherheit erlangt. Es ist aber wohl nirgend misslicher gewesen, als gerade hier, einer fremden Ansicht zu vertrauen, wo der allein recht das Unzulässige der Idee einsehen konnte, der sie zu realisiren unternahm. — Wir sind jetzt schuldig unser Urtheil im Einzelnen durchzuführen.

Sprache. Die hier vorkommende ist eine solche, wie sie zu keiner Zeit gelebt hat. Wir halten dies für etwas gänzlich Unerlaubtes; denn nur in der Hand der Dichter und Schriftsteller liegt die Bildung der Sprache, und nur diese dürfen sie leis und allmählich ausbauen, nicht darf es geschehn durch gewaltsames Eingreifen eines Einzigen. Sie zeigt sich hier, wie sie oben charakterisirt wurde, in einem zerstörenden Contrast: währenddem auf der einen Seite alte Worte mit neuen Endigungen und noch gangbar moderne stehn, sind auf der andern ganz veraltete beibehalten. Wir führen Beispiele an: wesen (sein), hörnein, gewarnot, Mage, ferren, anderthalb, zerführen (zerreißen), aufgebahrot, aufempört (aufgehoben), klait (klagt), Aufschwiff, gedolt (was durch geduldet im Glossar nicht einmal genau übersetzt ist, da es vielmehr dem latein. *doleo* entspricht), ermorderot (der Hallische Recensent freut sich, dass diese schöne alte Form beibehalten worden, wie viel grösser würde diese Freude sein, wenn das ganze alte Gedicht beibehalten wäre, müsste er nicht eben dadurch die Accommodation überhaupt verwerfen, was, meint er, nur ein „Oberflächling“ kann), erbolgenlich usw. Zuweilen ist inconsequent die alte und neue Form zugleich gebraucht, wie es gerade die Nothdurft erforderte, so ist *gezemen* und

gezam (wie V. 203) beibehalten des Reims wegen, an andern Orten aber in: *geziemen* und *ziemt* (wie V. 208. 505) abgeändert; *gescham* (V. 4810), das eben so gut bleiben konnte, ist in: *Schande han* (V. 5071) verwandelt. Oft ist durch das blosser Übertragen in die neue Form Härte, z. B.

4307. [1080, 4]. *so enkunden sis in selben noch ander niemen gegeben*

4568. so kunnten sie'n nicht ihn'n selben noch anders jemanden geben,

doch davon im folgenden Abschnitt ausführlicher; oft Steifheit:

15. [4, 4]. *diu frouwe was ir swester, die fursten hetens in ir pflegen*

— — — — die Fürsten hatten sie im Pflegen,

zuweilen Unverständlichkeit erzeugt worden, so wird den Vers:

628. *dess bat er ihm die Mähre den König Gunther gestehn.*

niemand, ohne die alten Wendungen zu kennen, begreifen. Dabei hat eine natürliche Täuschung gewaltet: jedem, der die alte Sprache kennt, mithin dem Verf. und wahrscheinlich denen er das Werk vorgelesen hat, fällt das Sonderbare der alten Formen und Wendungen ungleich weniger auf, als dem sie gänzlich fremd; einem solchen sind sie öfters unverständlich. Wollte daher der Verf. Nutzen ziehn aus dem Vorlesen, so mussten seine Zuhörer nothwendig zu den letztern gehören. Wenn er übrigens selbst zu erkennen giebt, dass er geschwankt habe, inwiefern das Alte beizubehalten sei: „und so bedenklich ich auch anfangs nach der andern Seite hin war, so fürchte ich jetzt fast, doch eher noch zu viel als zu wenig gethan zu haben“ (S. 495); so glauben wir selbst, dass es unmöglich war, eine strenge Grenzlinie zu ziehen: es musste jene Inconsequenz des Contrasts entstehn; aber das beweist nur die Unstatthaftigkeit der ganzen Idee. Einige alte Formen sind, wahrscheinlich aus einer gewissen Vorliebe, häufiger angebracht, als sie im Original gefunden werden. So wird zuweilen das Geschlechtswort noch vor das Pronomen gesetzt und statt: *mein Gold*, *seine Lust*, *das meine Gold*, *die seine Lust* gesagt. Dieses ist angewendet, so oft es nur angiegt, selbst wo es gänzlich unnöthig war:

4766. [1195, 4]. *ein teil begund ir senften do ir grozer ungemach.*

— — — — das ihr viel grosse Ungemach,

wir führen nicht weiter Beispiele an, da sie leicht zu finden sind. Ebenso ist es mit dem Fall, wo das Geschlechtswort hinter das Hauptwort gestellt wird:

365. Hort, der Nibelunges, der war gar getragen,

im Original:

357. [90, 1] *der hort Niblunges der was gar getragen.*

Hier ist es sonderbar genug, dass die Modernisirung alterthümlicher ist als das Original. (Dass übrigens *gar* müsse *dar* heissen, bemerkt man gleich.) Manchmal erscheint es, als habe der Verf. das Werk nur ein paar hundert Jahre, etwa in das 15te Jahrh., weiter rücken wollen, denn er bringt Alterthümlichkeiten hinein, die sich nicht in dem Original befinden, für deren Erklärung dann wieder das Glossar zu sorgen hat (es sind die mit einem Stern bezeichneten Wörter); und mit Recht, denn wir wissen z. B. nicht, ob „dickmalen“ deutlicher ist als: *vil dike*. Zu diesem Zweck sind verschiedene Mittel angewendet worden (siehe S. 500); z. B. Ausdrücke des Kurial- und Kanzleistils, wohin das uns immer unangenehm vorgekommene „massen“ (für *wande*) gehört. Dieses künstliche Treiben ist durchaus unmöglich, und jede Nachahmung irgend einer Zeit auf diese Art immer Manier, wie es denn auch hier gar nicht die Sprache jenes Jahrhunderts ist, noch hätte sein können, wenn damals das Nibelungenlied modernisirt worden wäre.

Silbenmass und Rhythmus. Der Verf. äussert die Grundsätze, die er befolgt S. 524. 525: „die Verse seien in ihrer Freiheit und Mannigfaltigkeit wiedergegeben, jedoch die darin zum Grunde liegende Regelmässigkeit hervorgehoben, der nicht selten trochäische Rhythmus zwar nicht gänzlich vertilgt, aber auch oft in den vorherrschenden jambischen verwandelt“ usw. Wir haben folgende Ansicht: jede Beschränkung durch Silbenmass und Reim führt sich ein als Gesetz, innerhalb welchem die Poesie, die zugleich Gesang ist, sich bewegt; nothwendig, weil sie sich in einer gänzlichen Ungebundenheit nicht bewegen kann. Um aber so frei als möglich zu bleiben, nimmt sie diese Beschränkung nur so weit an, als höchst nöthig ist, daher nur ein gewisses gleichförmiges

Accentuiren, ohne strenges Abmessen, dann die unvollkommenen Reime oder blosse Assonanzen; daher aber auch, weil Gesang damit verbunden ist, ein schöner natürlicher Rhythmus, der überall unbewusst, wie es der Sinn verlangt, steigt und fällt, aus einem Silbenmass übergehend in das andere. Dieses alles findet sich, wie in jedem Volkslied, auch im Nibelungenlied. Je mehr nun die Poesie zur Kunst sich neigt, desto mehr Abmessung und Regelmässigkeit des Silbenmasses, Verschlingung und Richtigkeit der Reime; vorher bildete sich der Rhythmus und das Silbenmass nach dem Gedicht unwillkürlich aus innerer Nothwendigkeit, jetzt erst wird eine Norm constituirt, welche gewählt wird, und dann das Gedicht darnach abgemessen; das ist das Entscheidende, und dieses schreitet beständig fort, dass es sich in Einseitigkeit und blosse Form verlieren kann, wie z. B. bei den spätern Meistersängern. Eben so geht jener natürliche Rhythmus verloren und wird ersetzt durch einen nach und nach entstehenden künstlichen, auf Speculation beruhenden, der doch jenem an Wirkung oft nachstehn muss. Daher ist die Idee des Verf. durchaus falsch, anzunehmen, dass dem Nibelungenlied ein gewisses bestimmtes Silbenmass zum Grund liege, wovon die vorhandene Unregelmässigkeit Abweichung sei und wieder hervorgehoben werden müsse; er legt etwas hinein, das nicht darin ist. Jene Ansicht wird sich auch historisch beweisen lassen: die Abtheilung des Verses, wie sie im gedruckten Heldenbuch und in einer HS. aus dem 15ten Jahrh. vorkommt, (und das kann in Ansehung des Silbenmasses dem Nibelungenlied gleich gehalten werden) mit den doppelten Reimen, findet sich erst später und immer entschiedener. So ist sie in dem Manuscript zu Rom schon häufig, in dem Wenigen aber, was von einer früheren Recension bekannt ist, fehlt dieser Reim gänzlich, und es ist genau das Silbenmass des Nibelungenlieds. Wenn er sich in diesem aber an einigen wenigen Orten findet, so ist dies Zusatz späterer Zeit und berechtigt etwa nicht zu dem Schluss, dass dieses die ursprüngliche Form sei. Ferner: in allen Volksliedern zeichnen sich beständig die ältern durch ein regelloses Silbenmass aus, und wenn man verschiedenzeitige Recensionen desselben Lieds

vergleicht, so sieht man deutlich, wie immer das neuere abgemessener und geregelter wurde. Dieses Ausdehnen nun und Ebenen zu einem regelmässigeren Silbenmass, dann der Verlust der vocalreichen alten Formen hat den natürlichen Rhythmus, der im Nibelungenlied sehr schön ist, fast gänzlich vernichtet. Wir wollen einige Beispiele geben:

1605. [404, 1. 2]. $\begin{array}{cccccccc} \checkmark & - & \checkmark & - & \checkmark & - & \checkmark & - \\ \text{den} & \text{stein} & \text{sol} & \text{er} & \text{werfen} & \parallel & \text{und} & \text{springen} & \text{darnach}, \\ \checkmark & - & \checkmark & - & \checkmark & - & \checkmark & - \\ \text{den} & \text{ger} & \text{mit} & \text{mir} & \text{schiezen} & \parallel & \text{lat} & \text{iü} & \text{sin} & \text{nicht} & \text{ze} & \text{gach}, \end{array}$

wie lebendig und bedeutend ist hier der Rhythmus, und wie ganz ist das aufgehoben zu flacher Regelmässigkeit:

1709. den Stein den soll er werfen, und springen auch darnach,
 den Ger dann mit mir schießen, lat euch nicht sein zu jach.

Es ist bis auf den Reim der Bruder Veiten Ton, der wohl die Grundregel sein soll.

1463. [368, 1. 2]. $\begin{array}{cccccccc} \checkmark & - & \checkmark & - & \checkmark & - & \checkmark & - \\ \text{Sifrit} & \text{do} & \text{balde} & \parallel & \text{ein} & \text{schalten} & \text{gewan} \\ \checkmark & - & \checkmark & - & \checkmark & - & \checkmark & - \\ \text{von} & \text{stade} & \text{er} & \text{schieben} & \parallel & \text{vaste} & \text{began} \end{array}$

ganz aus einander gedrängt:

1539. Siegfried da balde einen Schalter gewann
 von Stade begunte schieben faste der kräftige Mann.

2457. [618, 1. 2]. $\begin{array}{cccccccc} \checkmark & - & \checkmark & - \\ \text{do} & \text{er} & \text{nicht} & \text{wolde} & \text{erwinden} & \parallel & \text{diu} & \text{maget} & \text{ufspranch}, \\ \checkmark & - & \checkmark & - \\ \text{iü} & \text{cimet} & \text{mich} & \text{nicht} & \text{zerfuoren} & \parallel & \text{min} & \text{hemde} & \text{so} & \text{blanch}. \end{array}$

völlig geebnet:

2681. Da er nicht wollt () ablassen die Maget auf da sprang,
 euch ziemt nicht mir zerführen mein Hemde also blank.

3508. [831]. $\begin{array}{cccccccc} \checkmark & - & \checkmark & - & \checkmark & - & \checkmark & - \\ \text{einen} & \text{eber} & \text{grozen} & \parallel & \text{vant} & \text{der} & \text{spurhant}, \\ \checkmark & - & \checkmark & - & \checkmark & - & \checkmark & - \\ \text{als} & \text{er} & \text{begunde} & \text{vlieden}, & \parallel & \text{da} & \text{kom} & \text{an} & \text{der} & \text{stunt} \\ \checkmark & - & \checkmark & - & \checkmark & - & \checkmark & - & \checkmark & - \\ \text{des} & \text{geiedes} & \text{meister}, & \parallel & \text{er} & \text{bestund} & \text{in}, & \text{uf} & \text{der} & \text{sla}, \\ \checkmark & - & \checkmark & - & \checkmark & - & \checkmark & - & \checkmark & - \\ \text{daz} & \text{swin} & \text{zornechlichen} & \parallel & \text{lief} & \text{an} & \text{den} & \text{kunen} & \text{degen} & \text{sa}. \end{array}$

3757. Einen Eber grossen, den fand der Spürehund;
 als er begunte fliehen, da kame an der Stund
 des Gejagdes Meister, er bestand ihn auf der Stell,
 das Schwein lief zorniglich, an den kühnen Degen schnell.

3947. [990, 4]. *do kundē ir nieman trost neheinen gegeben.*
 4207. da kunnt ihr Trost noch einen zu der Welte nie-
 mand geben.
5423. [1362, 2]. *do flugen disiu mere v̄n lānde ze lānde.*
 wie ungeschickt ist hier der Daktylus vernichtet:
5694. da flogen diese Mähre von Lande bass zu Lande.

Wir können des Raums wegen keine grössere Stücke hersetzen, man vergleiche, wenn man will, die Erzählung von der Bärenjagd (V. 3841 ff.) usw. — Bei dem Anfang einer Rede wird gewöhnlich der Rhythmus lebendiger gemacht durch einen kürzern Halbvers mit einem Daktylus, dies ist ebenfalls übersehen und gänzlich verwischt worden. Z. B.

3025. [760, 1. 2]. *do sprach aber kriemhilt: sihestu wie er stat!*
wi rechte herliche er vor den reken gat! ||
3272. da sprach aber Chriemhild: nūn siēst dū wie er stah
 wie rechte herreliche er vor den Recken gah.

Freilich war der Verf. im Nachtheil, wenn er solche volltönende Formen wie: *fruo, tuot, errochen, edeliu, huote, laza, minna, huob, vaha, liebiu* aufgeben und die Worte: *der buoze miniu leit* nur eintönig: der büsse meine Leit übersetzen musste. (Des Vortheils, die wohlklingenden Namen *Liudgast, Liudger, Hunen, Huniburg etc.* beibehalten zu können, hat er sich, wie es scheint, ohne Noth begeben, indem er Lüdeger, Lüdgest, Heunen, Heunenburg usw. schreibt.) Wir haben nun zu sehen, welche Mittel angewendet worden, sowohl diesen Verlust zu ersetzen, als auch das Silbenmass auszudehnen. 1) Zuweilen hat sich der Verf. durch Einrückung von Adjectiven, wie sie eben zur Hand waren, durch Wiederholung eines Prädicats und dergleichen geholfen. Man muss gestehn, dass dies meist mit Schonung und behutsam geschehen, wiewohl sie zuweilen sehr überflüssig sind, z. B. keine V. 4465, gross V. 1740, beides V. 4546, dazu übellautend usw. 2) Weit bedeutender ist die Anwendung einer Menge nichtssagender Flickworte: mehr, hie, jetzt, all, da, um, so, denn, her u. a. m. Vorzüglich häufig ist: viel hineingeschoben, fast auf

jeder Seite; in V. 1802, 3 und 5 ist es viermal, wovon nur eins im Original steht, so auch V. 1857—59. 5348. 59. — Diese Zusätze sind grösstentheils verwerflich, wie schleppend ist denn V. 56, gar V. 3974 und 4497; der V. 406, es V. 559, doch V. 766, so V. 1476, da V. 7972, nun V. 9169; wie unpassend endlich V. 4573. 5553, denn V. 7073. Eben so zerstören sie den Rhythmus:

927. [233, 4]. *des vil ze sagene were her in Burgonden lant*
 952. *dess viel zu sagene were her zu der Burgonden Land*
 3058. [768, 2]. *und du uber uns beidiu || so gewaltig bist*
 3306. *Und dass du über uns beide also gewaltig bist*
 5829. [1463, 4]. *Sifrides wunden taten kriemhilde we.*
 6100. *die Siegfriedes Wunden die thaten Chriemhilden weh.*

Wie sehr hat der Nachdruck dieses schönen Verses verloren durch die zweifache Einschlebung des Pronomen, noch mehr im Zusammenhang. Folgender Vers ist sehr schwerfällig geworden:

7886. [1961, 4]. *darumbe si aber raten an die geste began.*
 8176. *darumme sie aber starke, wider die Gäste rathen da begann.*

und flach regelmässig:

1395. [351, 1]. *Frouwe merket rehte, waz ich iu sage.*
 1453. *Ihr soltt viel rechte merken, waz ich euch Fraue sage.*
 1661. [417, 4]. *der ihr da gert diu ist des tiuwels wip.*
 1764. *der ihr da geht zu minnen, die mag wohl sein des Teufels Weib.*

3) die Ausdehnung der Pronomina: *ir, in, der, den* usw. in die neue Form ihrer, ihnen, derer, denen. Wir bemerken dies besonders, weil der Rhythmus dadurch fast immer gelitten:

45. [12, 1. 2]. *von des hoves krefte, vnd von ir witen kraft,*
von ir vil hohen werdeheit unde von ir ritterschaft.
 Von des Hofes Kräfte und von ihrer weiten Kraft
 von ihrer viel hohen Würdigkeit, und () von ihrer
 Ritterschaft.

Wir glauben nicht, dass Verse von solcher Lahmheit im Original können aufgefunden werden; andere sind dadurch entstanden ohne Cäsur:

4558. *Chriemhild | ihren | Schaden || grossen | klagen | da | begann.*

Öfter behält der Verf. die alten Formen bei, indem er sie als zusammengezogen betrachtet (wenigstens drückt er sich zweideutig aus S. 513, sie sind es aber durchaus nicht) und ihu'n, den'n, der'r, ihr'r, ein'n, mein'n schreibt. Dieses ist sehr hart und ganz zu verwerfen. 4) Eins der wichtigsten Mittel war die Einschiebung des e. Schon manches Wort erhält durch blosser moderne Form diesen Buchstaben, und da er nun hier noch in grosser Anzahl eingerückt worden, so ist eine solche unverhältnissmässige Überfülle und daher Eintönigkeit entstanden, dass es höchst unangenehm auffällt. Verse wie folgende sind nicht selten:

2129. Nun bittet Siegfrieden derselben Boteschaft.
 1977. [498, 1]. *nu bitet sijriden furen die botschaft.*
 271. Bis dass sie da gefertiget die Siegfriedes Kleid
 263. [66, 3]. *Unze man geworhte die sijrides wat*
 960. Er bringet reiche Geisel her in das Guntheres Land
 935. [235, 4]. *er bringet rike gisel in Gunthers lant*
 3676. des Königes Guntheres Weib usw.
 3427. [860, 4]. *Kunig Gunthers wip etc.*

Jedes Wort, das nur irgend Veranlassung hat geben können, ist durch diesen Buchstab erweitert worden. Von Wormes wollen wir nicht reden, weil das Original dazu einigemal Gelegenheit giebt, ebenso von herrelich, Siegfried, Gerenot usw., wiewohl es unrecht ist, dass diese Worte fast nur in solcher Ausdehnung vorkommen, aber auch andere haben eine gleiche Behandlung erleiden müssen, bei denen diese Entschuldigung nicht statt findet, z. B. Nichtes (Nichts), Pfingerstorgen, wie hart! Spürehund, Ortewein, Gelferat usw. Fast scheint es, dass der Verf. ein besonderes Wohlgefallen daran gehabt (wer hätte sonst *herbergen* noch in *herebergen* erweitert?) und geglaubt Wohllaut dadurch zu erlangen, denn an vielen Orten ist dieser Buchstab selbst für seine Zwecke ganz unnöthig zugesetzt, wo er freilich nur das Gegentheil bewirkt,

4153. [1042, 2]. *wit und vil mikel rich unde groz.*
 4414. weite | und er | haben || reiche | unde | gross.
 4461. da sie vergessen wollte, auf Guntheren den Hass.
 [1054, 1]. — — — *uf Gunther den haz.*

und schönem bedeutendem Wechsel des Rhythmus, und wie so falsch als nachtheilig die Idee, eine grössere Regelmässigkeit unterzulegen.

Treue der Übersetzung. Wir reden davon zuletzt, weil wir eigentlich nicht im Stande sind, vollständig darüber urtheilen zu können, denn die Münchner Handschrift steht uns nicht, wie dem Verf. zu Gebot. Die meisten Abänderungen hat nach seinem eignen Geständnis der Reim verursacht, so musste deshalb *iehen* auf verschiedene Art übersetzt werden, *gemeit* durch: viel bereit usw.; wir wollen darüber nicht besonders rechten, da es nothwendige Folge der angenommenen Idee war, auch hat sich meist der Verf. auf eine leichte Art durchgeholfen. Überhaupt zeigt er gründliche Kenntniss der altdeutschen Sprache, und Untreue ist uns, so weit wir urtheilen konnten, wenig vorgekommen; wie denn auch das Nibelungenlied bei seiner klaren Einfachheit viel leichter zu verstehen ist, als manches andere altdeutsche Gedicht, z. B. der Tyturell oder einige Minnelieder. Wenn *erlich gewand* V. 1086 durch ehrlich Gewand, nicht wie sonst richtig durch herrlich übersetzt ist, so scheint das ein blosses Versehen. An die Richtigkeit der Übersetzung des V. 676 werden wir erst glauben, wenn wir sie von der Münchner HS. bestätigt wissen. V. 5137. [1290, 4 f.] *da si den fursten edele mit kussen quotlich enphie, uf ructes ir gebende etc.* hier übersetzt der Verf. aufrückte sie ihr Gebäude; wir glauben, dass es auf das Küssen bezogen werden muss, das ihr die Bänder aufschob, und würden diese Erklärung vorziehn, selbst wenn der Münchner Codex jene begünstigte. Dieses müssen wir bemerken: es ist eine für die Kunstsprache etwa nöthige Regel, das Aufeinanderfolgen gleicher Worte zu vermeiden, worauf die Volkspoesie nicht achtet in ihrer Unschuld, und wo es sich bei ihr ereignet, da ist es immer passend. Daher sagt Lessing irgendwo, es sei ein elender Grund gewesen von der Dacier, wenn sie jener Regel wegen dasselbe Wort beim Homer durch zwei verschiedene übersetzt habe, und daher müssen wir es auch an dem Verf. tadeln, dass er dieselbe gern anzuwenden sucht. In folgenden Beispielen ist es geschehen, entweder durch Aus-

lassung oder durch Umtausch mit einem andern Wort, wie uns dünkt, aber immer mit schlechtem Erfolg.

1625. [408, 4]. *von porten licht gewurhte schein liechte daran.*
 1727. von Borten licht Gewirke das sach man scheinen () daran.
1901. [477, 4]. *si furent segel wize die sint noch wizer denne sne.*
 2036. sie führen Segel weisse, die sind noch blanker denne Schnee.
2213. [557, 1]. *da wart von guoten Knechten vil guoter kleider abgeriten.*
 2409. da ward von guten Helden viel () Kleider abgeritten.
3350. [841, 2. 3]. *ich bevilhe dir uf trive man den lieben min,*
daz du wol behutest mir den lieben man.
3598. ich befiehe dir auf Treue den holden Friedel mein,
 dass du wohl behütet den meinen lieben Mann.

Wir haben dies angeführt, wie wir überhaupt darum in das Detail gegangen sind, um zu bewähren, wie wenig es geräth, dieses Gedicht zu irgend einer Umänderung auch nur zu berühren. Es ist bekannt, dass der Text in der Müllerischen Sammlung incorrect und defect ist, der Verf. musste ihm daher erst eine kritische Bearbeitung angedeihen lassen (S. 489), eh' er zur Übersetzung schreiten konnte. Dies ist so natürlich, dass wir uns mit nichts zu verantworten wüssten für die Behauptung: es sei wohl eine solche Übersetzung möglich, durchaus aber keine kritische Ausgabe, welche z. B. der Hallische Recensent aufgestellt hat in folgenden Worten: „es wird wohl einige geben, die behaupten werden, dass Hagen weit besser gethan hätte, eine kritische Ausgabe zu liefern, und die seine Bearbeitung für unnöthig, ja wohl gar für zweckwidrig erklären möchten. Ihnen und allen denjenigen, die uns jetzt kritische Bearbeitungen und Ausgaben, die sie vorhaben, ankündigen, sei hiermit gesagt, dass dazu noch lange nicht die Zeit in der altdeutschen Literatur erschienen ist,“ und dann: „jede kritische Bearbeitung ist nichtig und unzeitig für jetzt.“ Wir freilich gehören zu denen, welche glauben, dass es gerade an der Zeit sei, eine kritische Ausgabe zu besorgen; ja dasjenige, was sich davon noch in der Hagenschen Bearbeitung zeigt, ist bei weitem die glänzendste Seite des ganzen Werks. Es enthält nicht nur eine bedeutende Menge Ergänzungen aus der Münchner HS., schätz-

bar und merkwürdig an sich selbst, dann durch die Art, wie sie ergänzen, sondern auch glückliche Verbesserungen einzelner Ausdrücke, wodurch das Ganze an Lesbarkeit und Deutlichkeit ungemein gewonnen hat (z. B. 5196 Herberge für Berge, 5198 Burgeren für Burgunden), und darum ist das Buch jedem nothwendig, bis wir einen Abdruck des Münchner Manuscripts erhalten. — Noch haben wir über die Art, wie der Verf. diese Handschrift benutzt hat, zweierlei zu sagen. Erstens: der Verf. hat überall die Lesart des Münchner Manuscripts vorgezogen, wo diese mehr Deutlichkeit gewährt: dagegen ist nichts zu erinnern, und der Grundsatz an sich richtig, aber der Verf. hat ihn zuweilen auch da angewendet, wo schon Deutlichkeit genug war, und um noch eine genauere zu erlangen, deren die Poesie nicht bedarf, eine bessere Lesart hintangesetzt, z. B.

9104. [2262, 3=355, 3, 3—4, 1Z.] *einen schilt vil vesten den nam er an die hant,
nach schaden in do troste der vil
chune Hildebrant.*

da sprach von Tronege Hagene: ich sihe
dort hergan

Hagen liest:

9412. Einen Schild viel festen den nahm er an die Hand:

Sie gingen balde dannen, er und Meister Hildebrand,
da sprach — —

Die erlangte Deutlichkeit ist sehr überflüssig, da Hagen sie kommen sieht, mithin nicht braucht gesagt zu werden, dass sie abgehn. die Variante des Müllerischen Textes aber vorzuziehn. Weiterer Beispiele enthalten wir uns, da nach des Verf. Meinung vielleicht einige zu der andern Bemerkung noch hierher gehören. Zweitens nämlich finden wir eine Menge Abänderungen, Versetzungen der Worte u. dergl., die Nachtheil, zum wenigsten keinen Vorthail bringen, und welches Missbilligung verdient, da es bei dem Nibelungenlied darauf ankommt, so viel als möglich Einem Text zu folgen, indem jeder Originalcodex Abweichungen enthalten wird. Wir wissen nicht, ob es eigenmächtige des Verf. oder dem Münchner Codex zuzuschreiben sind, wollen aber das letztere vermuthen.

8817. [344, 7, 4 Z.]. *mich nimmt des michel wunder was wir den rechen haben
gethan.*
9120. ich wähn, es an das Übel uns viel Elenden wolle gahn.
1064. [268, 1]. *die in den beten lagen und heten wunden not.*
1089. die in den Betten hatten überwunden ihre Noth.
6388. [254, 5, 4 Z.]. *die giengen in engegene vnd wolden si enpfan.*
6663. die gingen ihnen entgegen mit manchem kühnen Mann.
1791. [450, 1]. *so sicet niht ze lange — —*
- 1928^b. so seid auch nicht zu lange — —
4779. [1199, 2]. — — *sit ich vriunde than
also vil gewinnen — — —*
5041. sint ich Freunde han
also viel gewonnen — —

viver rote vanchem 759 [185, 3] ist besser als: rothe Feuer Funken; weitere Beispiele sind: V. 3515. 3912. 4066. 4705. 634. u. a. m., die man vergleichen kann mit dem Original.

Dem Nibelungenlied ist die Klage angehängt. Dieses Gedicht hat wenig poetischen Werth und ist ein wortreiches Hinundherreden über die Klage und den Jammer Etzels, Dieterichs, des alten Hildebrands und anderer, dass, wiewohl es arg genug mit Worten gemacht wird, sie beständig laut schreien und das Blut ihnen gleich vor Schmerz aus dem Munde bricht oder sie auf ein paar Tage unsinnig hinfallen, dennoch niemand davon besonders ergriffen wird. Es ist nicht mehr die schöne Wahrheit des Nibelungenlieds, das Nationale, sondern jene Unsicherheit wo anzufangen und aufzuhören, jenes Einhüllen der Sache in langweilige Worte und das beständige Zurückkehren zu derselben, weil der Dichter doch immer fühlt, dass noch nichts gesagt sei. Da wenig Handlung in dem Ganzen liegt — wie leer ist das erste Abenteuer — so mag es sein, dass ein Dichter des 13ten Jahrh. einige Züge aus einem Nationalgedicht auffasste (so ist auch hier noch schön, wie Wolfharts Hand auch im Tode das Schwert nicht loslassen will, wie der alte Hildebrand entkräftet hinsinkt, wie die Markgräfinnen träumen von dem Unglück und es verkündet wird) und nach seiner Art bearbeitete. Daher darf dieses Gedicht in keiner Hinsicht neben das Nibelungenlied gestellt oder

auch nur damit verglichen werden, und es ist nicht zu vertheidigen, dass es der Verf. doch damit gewissermassen verbunden. Was er zur Entschuldigung anführt, will wenig sagen: es finde sich in jedem Manuscript des Nibelungenlieds — heisst das in mehr als zweien? und dann rührt dieses bloss von den Abschreibern her, da in den Gedichten keine Vereinigung ist; hernach: er sei gesonnen, ein ganzes Heldenbuch herauszugeben, wozu das gehöre — wir glauben nicht, da es in dieser Gestalt weiter keinen poetischen Werth hat.

Bei der Modernisirung der Klage hat der Verf. dieselben Grundsätze, wie beim Nibelungenlied, befolgt, sie kann daher, wenn man will, eben so beurtheilt werden, nur der Abschnitt über Rhythmus leidet keine Anwendung, da hier eben keiner zu zerstören war.

Darauf folgt ein Anhang. Dieser enthält eine kurze Andeutung zur Geschichte der Poesie des Mittelalters, worin nichts Neues; die Ansicht des Verf. über die Behandlung der altdutschen Gedichte, eine Geschichte der Bearbeitungen des Nibelungenlieds, Grundsätze über die Behandlung der Sprache desselben: sehr fleissig; über ihren Werth wird derjenige urtheilen, der eine Grammatik der altdutschen Sprache unternimmt, vielleicht entschliesst sich der Verf. zu dieser verdienstlichen Arbeit, wozu er die Neigung in eben diesen Bemerkungen zeigt; endlich über die Behandlung des Formellen. — Eine Menge Noten enthalten: Literatur der altfranzösischen, spanischen, englischen und deutschen Poesie (1—12), dann meist der modernen Bearbeitungen (12—22). Sämmtlich bekannte Dinge, bloss die Erfurter Märchensammlung war uns neu. In den folgenden (22—67) eine Bemerkung über Schlegels Alarkos, über Bodmer, Hinweisungen auf eine noch herauszugebende historische Einleitung zu dem Nibelungenlied, über Tie[c]ks zukünftige Bearbeitung ff., 67 über hochdeutsche Sprache und Dialekte, 101 eine Abhandlung über Beugung der Bei- und Fürwörter in der deutschen Sprache.

Endlich ein Glossar, geht von S. 529—595. Für die Übersetzung selbst bestimmt, ist die Existenz desselben schon ein scharfes Urtheil, für den Grammatiker, dem es der An-

merkung nach ebenfalls eingerichtet ist, kann nur wenig sein, und ohnehin wird sich dieser viel lieber an das Original halten. Sehr schätzbar sind die zugegebenen Erläuterungen von Alterthümern und zeigen von gelehrtem Fleiss, aber für das Glossar an sich können wir uns kein Publicum denken; wen interessirt es zu wissen, dass die Worte: allerkünst, allermeist, endlich Schwert usw. gebraucht sind? und wer glaubt wohl, dass man geschmacklos genug sein könne, Wörter auf folgende Art zu erklären: allesammt durch insgesamt, angstlichen d. angstvoll, Armesspange d. Armspange, baldiglich d. bald, behutet d. behütet, beschweren d. betrüben, betriegen d. betrügen, Bettdach d. Betthimmel, dargehn d. dahergehn, dartragen d. darbringen, ehrenfest d. treu der Ehre, entsenden d. hinsenden, fleissiglich d. fleissig, fruh d. früh, funden d. gefunden, gehort d. gehört, grosste d. grösste usw. Wir hören hier auf, denn in den folgenden Buchstaben verhält es sich nicht besser, und aus diesen haben wir nur einiges genommen, fast das ganze Glossar ist dieser Art. —

Sollen wir noch zum Schluss eine Bemerkung über das ganze Buch machen, so ist es diese: wie in der Bearbeitung des Gedichts zwei Punkte gegen einander laufen, so zeigt sich auch in der Anlage des Ganzen ein Schwanken zwischen einer kritischen und ästhetischen Edition; was man von jedem Werk verlangen darf, ein bestimmtes Ziel, auf das streng hingearbeitet wird, das hatte der Verf. nicht: es sollte für jeden gerecht sein¹⁾, und ist es für niemand geworden. Eine historische kurze Einleitung, die am schicklichsten gewesen wäre, ist gerade in ein besonderes Werk verwiesen; der Anhang gehört so wenig hieher, als das Glossar. Welche gänzlich unnütze Erklärungen enthält dieses, und welche verschiedenartige Dinge (weshalb wir den Inhalt angegeben) sind in jenem zusammen-

¹⁾ Es ist für die ganze deutsche Nation bestimmt, aber nur für wenige Unsichtbare eingerichtet. Für den wissenschaftlichen Bearbeiter der Anhang, für den Literator die Noten, für den Grammatiker das Glossar, die Erläuterungen darin für den Antiquar. Zugleich ist das Ganze der Anfang eines grossen Heldenbuchs der Klage wegen.

gebracht! so dass der Verf. wohl nie daran gedacht hat, was auszulassen, sondern nur, was noch hinzuzufügen. Jedem andern würde es schwer geworden sein, so viel Noten aufzubringen, in denen noch dazu bekannte Dinge wiederbegegnen müssen. Überhaupt genommen: es mag gut sein, sich der Seichtigkeit entgegenzustellen, aber echte Gelehrsamkeit hat gerade diesen Aufwand nicht nöthig, um sich geltend zu machen. Citate, gelehrte Notizen haben Werth, in so fern sie zur Sache selbst gehören und neu sind, an sich keinen, und es ist geschmacklos, sie bei bekannten Dingen immer wieder aufzustellen. — Hiermit soll aber nichts gegen die Gelehrsamkeit des Verf. gesagt sein, das Buch ist überall mit Gründlichkeit und Neigung bearbeitet und verdient in dieser Hinsicht alle Achtung.

[Anonym; im Verz.: Von (W. C.) Grimm.]
